

„Schweden hin und zurück“ von Anja Grosse

Diesen Sommer (2013) geht es nach Schweden! Den Plan hatten wir letzten Sommer gefasst, als ich mit den Kindern und Freunden bis Samsø gekommen war und mein Sohn fand, dann könnten wir es doch eigentlich auch bis nach Schweden schaffen.

Dieses Jahr ist er dann lieber Jugendkutter gefahren, aber ich bin von der abenteuerlichen Idee, mit einem in die Jahre gekommenen Fahrtensegler von 9,10m Länge ohne Kartenplotter und Autopilot, mit Papierseekarten und Weltempfänger nach Schweden zu segeln, nicht mehr losgekommen.



Samson von oben

Den Schärengarten zwischen Varberg und Lysekil kenne ich seit meiner Kindheit. Mein Onkel und später auch meine Mutter lebten dort, sodass ich die Inseln viele Male von Land aus mit Fähren bereist habe. Einmal hatte meine Mutter ein Ferienhäuschen auf Grötö für uns gemietet, die Kinder schliefen im Gartenhaus, das war spannend und nachts gruselig.

Mit 13 sah ich in Lilla Bommen die Schiffe aus fernen Ländern liegen, sogar aus England. Hier mal mit dem eigenen Boot herkommen, das wäre was.

Nun habe ich einen Freund, der nur eine Woche Urlaub am Stück machen kann, das hieß aber wenigstens für die Hin- und Rückreise hätte ich schon mal die Stammcrew zusammen. Ein Freund aus Stuttgart war bereit, über Kopenhagen mit Flugzeug und Bahn nach Göteborg zu kommen, um dort ein paar Tage mitzusegeln, und meine Tochter fährt auch immer noch gerne ein, zwei Wochen mit. Der Rest würde sich finden.

Jeder, der mit wechselnden Crews reist, weiß ob der schlimmen Logistik, die das bedeutet, und meistens klappt irgendetwas mit dem Internet nicht oder der Anschlusszug fährt noch nicht oder nicht mehr, aber irgendwie wird es schon klappen. Dachte ich und fuhr los.

Da ich mit dem Liebsten nicht nur Meilen reißen wollte, sondern auch die Reise genießen, hatte ich als Ziel Grenaa angepeilt, sodass wir noch ein bisschen auf Samsø und in Aarhus herumbummeln konnten. Das war zwar nicht ganz so leicht, weil wir in der ersten Hamburger Ferienwoche unterwegs waren mit Wassertemperaturen um 12°, jeden Tag Regen und viel Wind. Aber auch jeden Tag bis auf einen ein bisschen Sonne. Also Superwetter! Auf Samsø liehen wir Fahrräder und kamen gegen den Wind kaum von der Stelle. Dabei fanden wir heraus, dass die Leihfahrräder in der Damenausführung deutlich schlechter zu treten sind als die Herrenaussführung, damit die Männer denken, sie könnten schneller fahren als ihre Frauen.

Grenaa ist ein Hafen der Kategorie da-kriegt-man-immer-einen-guten-Liegeplatz. Praktisch, hässlich und atmosphärellos. Und das Beste: es sind 3,5km bis zum Bahnhof, und es fährt nur einmal am Tag ein Bus. Wann, ist nicht rauszukriegen. Um zu ermitteln, wann wir morgens losmüssten, marschierten wir also bereits am Abend hin- und zurück, und am nächsten Morgen wieder.

Der Rest wird sich finden bedeutet in meinem Fall meistens, dass ich den Rest alleine mache, und um dass noch ein bisschen herauszuzögern, kaufte ich noch ein paar unnütze Sachen im Supermarkt. Die Unmengen Fleisch, die ich beim Segeln immer essen möchte, konnte ich leider an Bord nicht kühlen, denn wir haben nur ein Staufach, das zwar Kühlfach heißt, aber kein Kühlaggregat hat. Das habe ich gleich als erstes herausgerissen.

Also Fleisch aus der Dose und zurück zum Hafen. Dort lässt der Wind wie versprochen nach, heute morgen wehte er noch mit unverdrossenen 7 Beaufort, jetzt waren es fünf, Tendenz: ein bisschen nachlassend.



7 Beaufort

Ich machte alles klar zum Auslaufen: allein über das Kattegatt. Gerti und Harm (Gerti und Harm Claußens anscheinend einziger deutschsprachiger Törnführer für die schwedische Westküste) empfehlen die Tour über Anholt als mit Kindern gut machbar, weil es zwei kurze Schläge sind. Dann würde das ja wohl auch alleine gehen.

Der Wind hatte tatsächlich auf 4-5 nachgelassen und die 2 Meter Welle sah man ja zum Glück bei ablandigem Wind

nicht sofort. Es war immer noch so kalt, dass die wenigen Segler, die so wahnsinnig waren, jetzt schon unterwegs zu sein, in ihren Kajüten verschwunden waren. Selbst die Kuchenbuden waren zu ungemütlich. So musste ich den Ableger alleine machen, natürlich rückwärts gegen den Wind, aber da wir beim Anlegen nur eine Heckleine drangekriegt hatten, klappte das schon mal ausgezeichnet.

Zuerst kriegte ich die Wellen von der Seite und rauschte mit 6,5 Knoten und fast halbem Wind dahin, aber am Windpark musste ich abfallen und wurde nach pünktlichen 20 Minuten seekrank. Wer nicht seekrank wird, denkt vielleicht, das hätte was mit Angst zu tun oder man würde sich verkrampfen oder sonst was. Das ist alles Mist. Natürlich habe ich Respekt vor der See, aber wirklich Angst habe ich nur vorm seekrank sein.

Man wird einfach müde, und wenn es schlimm kommt, muss man kotzen. Danach geht es einem nur kurz besser. Und dann geht es wieder los. Ich achte aufs essen, rauche nicht und trinke abends zwei Bier und mehr nicht, aber das hilft alles nichts: ich werde immer seekrank, wenn Raumschotswellen unter mir durchrollen, und das einzige, was hilft, ist, dass es keine Alternative gibt, denn zurück ist es meistens noch weiter.

In dem Moment, als mir einfiel, dass ich den nicht funktionierenden Autopiloten wenigstens zum Pinne feststellen benutzen könnte, denn die Schnapparretierung mit Tampen übers Cockpit gespannt funktionierte bei den mittlerweile kreuz- und quergehenden Wellen kaum noch, war mir schon so übel, dass ich nicht unter Deck zwischen Handtüchern und Seekarten danach suchen mochte. Ich blieb einfach 6 Stunden an der Pinne sitzen und zählte die Windräder ab, die ich noch musste. Es sind insgesamt 13. Dann ist man schon fast da, kann direkt auf Anholt zuhalten. Dass es in Wirklichkeit immer noch 10 Seemeilen waren, durch das Flach davor die Wellen noch steiler und mich von hinten die Fähre jagte, habe ich schon wieder vergessen. Als ich zwei Butterbrote vertilgt hatte, ging es mir etwas

besser, und ich überlegte mir, was ich alles Schönes machen würde, wenn ich erst im Hafen wäre.

Dort angekommen, fand ich denselben leer und ausgestorben wie alle Häfen bisher. Dabei hatten wir schon den 1. Juli. Der Sommer ist doch bestürzend kurz im Norden. Ich drehte im Hafenbecken Kreise oder stand auf der Stelle, je nachdem, was die festgestellte Pinne gerade so vorhatte, ganz exakt einstellen lässt sie sich nicht. Machte aber nix, ich hatte ja Zeit. Lief immer wieder von vorne nach hinten, Pinne einstellen, lief nach vorne, Großsegel bergen, die Genua hatte ich kurz vorm Hafen eingerollt, das geht mit der Pinne zwischen den Beinen, Schot in der einen, Reffleine in der anderen Hand, machte zwei Vorleinen dran und fragte einen Clubkumpel, wie man hier festmacht, mit Heckboje oder wie? Und als er mir sagte, da hinten sei noch ganz viel frei, machte ich erstmal in Ruhe die Fender fest und fummelte den Karabiner aus der Küche und knotete ihn an die Heckleine. Dann fuhr ich einfach rein in die enge Gasse, würde schon schiefgehen. Ich habe mir zur Gewohnheit gemacht, immer ganz langsam zu fahren, man kann eine Carter 30 rückwärts nur manchmal steuern, also am besten Schleichfahrt, für alle Pannen genug Zeit haben. Ich klinkte den Karabiner ein, belegte die Heckleine großzügig und stoppte so exakt, dass die drei hilfsbereiten Segler am Steg gar nichts zu tun hatten.

Das Gute am seekrank sein ist, dass es bereits mit Erreichen des Hafenbeckens wie weggeblasen ist. Dennoch schlief ich an diesem Abend auch ohne Ohrstöpsel sofort ein. Allein auf Anholt Strandspaziergänge zu machen, kann sicher ganz wunderbar sein; ich fand es trostlos und segelte am nächsten Vormittag gleich weiter gen Schweden. Ich konnte es nicht mehr abwarten.

Mit Sonnenschein, wenig Wind aus der richtigen Richtung und alter Dünung aus der falschen gemischt mit Schwell und weiß ich was für Wellen, wo die immer herkommen, auf dem Kattegatt sind immer irgendwelche Wellen, hielt ich genau 3 Stunden durch und dann wurden wieder die Augenlider schwer und brannten. Ich schloss immer für Sekunden die Augen, um sie auszuruhen, bis kurz bevor mir schlecht wurde. Ich sah Anholt verschwinden, war stundenlang ganz allein auf dem Meer und kreuzte dann Weg T. Waghalsig stürzt man sich zwischen Tankern und Containerschiffen hindurch. Das geht nicht anders, es kommt immer gleich ein neues hinterher. Oder ein Kreuzfahrer. Ich konnte schon die Küste sehen und startete immer wechselweise auf mein Hand-GPS und das nahe Ziel: Varberg. Zwischendurch musste ich die Pütz rausholen, und es wurde ganz unerfreulich, aber ich hielt durch. War schon fast da. Vor mir zwei riesige Yachten, verschwanden schon fast, aber ein Norweger fuhr unter Maschine, den behielt ich knapp vor mir. So merkte ich nicht, wie sich von backbord achtern ein Unwetter anschlich und drehte mich erst um, als die erste Bö ins Groß hackte. Sofort war alles laut, wild und nass. Ölzeug hatte ich schon an, holte die Genua ein, reffte das Groß, fierte es auf und rauschte mit 7 Knoten Richtung Hafeneinfahrt. Der Norweger schien auch alleine. Er kämpfte noch mehr nur mit Maschine. Da wir keinen Plotter oder elektronische Seekarten, sondern nur ein Hand-GPS ohne Seekarte haben, knöte ich die Seekarte immer unter die Sprayhood, die musste jetzt aber unter Deck und die Schotten dicht. Zum Glück hatte ich mir den Hafenplan schon vorher eingeprägt. Ganz innen ist ein Fischerhafen, der musste genügend Schutz bieten, um das Segel runterholen zu können und das Anlegegeriffel klar machen.

Der Norweger wollte auch dort hin, wir drehten beide in den Wind und fummelten an den Vorleinen herum mit Kapuze über den Augen. Es war beinahe lustig. Ich kreiste so lange im Hafenbecken herum, bis ein russischer Fischer ohne Ölzeug im strömenden Regen am Kai stand und mir bedeutete ich solle in seinen Windschatten gehen. Das war der mit Abstand beste Liegeplatz an der Westküste heute Abend! Er nahm aber keine Leine von mir. Zum Glück kam noch jemand in Ölzeug dazu, der meine Leinen um irgendwelche riesigen Poller wickelte, egal, erstmal Ruhe, würde ich nachher machen.

Die horrenden Hafengebühren feierte ich unter der münzfreien Dusche ab, bis mich der Hunger zurück ins Schiff trieb. Da stand noch der Rest vom Gulasch im Topf, prima. Ich hätte auch Ravioli gegessen. War ich seekrank gewesen?

Ich hatte es fast geschafft. Ich war schon in Schweden. Für so was haben wir Rum an Bord. Die Küste rauf nach Göteborg würde jetzt nicht mehr schwer sein, hatte ich mir vorgestellt. Stimmt im Prinzip, die Schärenküste fängt kurz hinter Varberg an, und man kann entspannt über glattes Wasser mit leichten Winden zwischen den Schären hindurchsegeln wie im Bilderbuch. Es wurde jeden Tag wärmer und regnete nur noch einmal nachts während ich schlief. Die Schweden packten gerade ihre Winterplanen ein und stellten die Masten. Die Häfen waren leer bis einsam, an- und ablegen konnte ich problemlos ohne Leinenhalter, es konnte ruhig lange dauern und umständlich sein, es guckte ja keiner.

Nur eine Sache war schwerer als ich wissen konnte. Wie soll man alleine mit Seekarte ohne Plotter durch die Schären steuern? Wenn man zu lange auf die Karte guckt, weicht man vom Kurs ab, und schon sieht alles ganz anders aus!



Riskante Durchfahrt

Ich studierte genauestens die Ansteuerungs-Beschreibungen von Gerti und Harm und achtete penibelst darauf, wo auf der Seekarte ich mich befand. Dazu lag das sperrige Ding im Cockpit, ging nicht anders. So auch auf dem Weg zum Hafen Vallda Sandö. Um die Ecke, nah an der Halbinsel Sandön entlang und dann käme eine schwarze Pricke. Die solle man an Steuerbord lassen. Was da kam, war aber ein schwarz gelbe Stange. Ein Kardinalzeichen ohne Dreiecke drauf. Schwarz ist da, wo die Pfeile hinzeigen, weiß ich jetzt,

aber da wusste ich es nicht und ließ sie an Steuerbord, wie beschrieben. Ich fuhr ganz langsam unter Maschine mit 1 - 2 Knoten Fahrt. Wenn man eine südliche Gefahrentonne nordwärts umfährt landet man in Schweden ganz schnell in einer Gletscherendmoräne. Als ich auf den ersten Findling bubberte, fuhr ein Schwede hinter mir vorbei. Er wurde nicht mal langsamer. Ich kombinierte, wo es tiefer werden müsste und schloss messerscharf: rückwärts oder zur Tonne. Mit fast gesetztem Groß arbeitete ich mich mit leichter Krängung von Stein zu Stein. Es rumpelte ziemlich, aber ich war so langsam und der Wind so leicht, dass ich ohne Schäden davonzukommen hoffen durfte. Zwischen zwei Befreiungsversuchen sah ich unter den Bodenbrettern in die Bilge, sie ist schön tief und die Kielschrauben stehen immer ein bisschen im Wasser, so sah ich nicht viel. Ich rumpelte mich in tiefes Wasser und schlich mit zittrigen Knien in den Hafen. Später erfuhr ich, dass hier so ziemlich jeder schon mal auf Felsen gesammelt ist, die meisten mit mehr Fahrt.

Es war kein Hafenmeister da in Vallda Sandös Hafen und auch kaum Segler, trotzdem legte ich am nächsten Morgen mit schlechtem Gewissen ab, weil ich zu den anscheinend seltenen Leuten gehöre, die immer Hafengeld bezahlen. Ich finde, Häfen sind eine tolle Sache! Sie bieten Schutz vor Ungewalten wie Sturm und Seekrankheit. Ich bezahle gerne Hafengeld, sei es auch in noch so schwindelerregender Höhe.

Mein letzter Halt vor Göteborg war Vargö, ein Hafen der „im Sommer“ beliebt ist bei Göteborgern, um von dort nach Laesø zu segeln. Ich glaube, die Schweden segeln im

Sommer in Scharen nach Dänemark auf der Flucht vor den Norwegern, die in riesigen Booten im schwedischen Schärengarten einfallen. Jetzt war anscheinend nicht Sommer, denn der Hafen war kaum besucht. Man lag längsseits, obwohl bei Gerti und Harm steht, dass man vor Heckanker und mit dem Steven zum Kai anlegen soll. Das habe ich noch nie gemacht und unser altmodischen Danforth Klappanker ist vorne im Ankerfach verstaut und urstschwer. Ich war froh, ihn nicht über den Heckkorb wuchten zu müssen und legte längsseits an. Ich drehte eine Runde an Land, und als ich mit einer Tüte frischer Råkor, schwedischer Butter, Baguette und kaltem Volköl wiederkam, waren alle Längsseitslieger abgereist und die Neuankömmlinge – alles Schweden – lagen vor Heckanker. Ich als einzige (deutscher Laie!) längsseits! Da ich aber sowieso abends noch nach Göteborg rein und in Lilla Bommen übernachten wollte, aß ich meine Krabben, schaffte sie nicht, freute mich, dass ich bei den Fischern meine Kühlpacks hatte kühlen lassen und legte mit allem übriggebliebenen in der Kühltasche ab. Auf in die Stadt!

Ich würde immer der Natur den Vorzug vor der Stadt geben, und deshalb segele ich ja auch, aber es gibt nichts Aufregenderes, als sich einer Großstadt zum ersten Mal von seewärts zu nähern. Die Industriehäfen, Naherholungsgebiete, Reichenwohnungen in ehemaligen Werften, Leute mit Picknicktaschen am Kai, die Oper und gleich dahinter der kleine Hafen mit den gefürchteten engen Boxengassen mit Heckgeschirr in dem man sich immer verfängt. Ist mir auch passiert, hab es aber leicht wieder abgekriegt. Ich finde immer einen Liegeplatz, weil ich so weit in den Hafen rein fahre, wie es geht. Meistens ist da noch mindestens einer, weil die großen Boote sich nicht reintrauen, und wenn nicht, kann man irgendwie im Päckchen liegen.

Ich hatte seit Samstag mit keinem Menschen mehr als 12 Worte gewechselt, und hier war auch niemand in plaudriger Urlaubsstimmung zu finden. So ein großer Moment, meine Ankunft in Göteborg, und niemand da, es zu erzählen, ich fing schon an, mit mir selbst zu sprechen. Meine Mutter und mein Onkel sind auch schon tot. In einer Kneipe schockte mich der Bierpreis so sehr, dass ich noch vor dem zweiten wieder ging. Morgen würde mein Kumpel aus Stuttgart kommen und sich das alles anhören müssen.



Am Felsen

So sehr ich mich über das Wiedersehen freute und etwa zwei Tage meinen Kumpel kaum zu Wort kommen ließ, war ich doch als Skipperin kaum entlastet. Der Gute segelt einmal im Jahr ein verlängertes Wochenende mit mir und hat natürlich jedes Mal alles wieder vergessen inklusive Webleinstek und Pumpklobedienung (Letzteres hat schließlich auf der Rückreise mein Liebster repariert, mein Versuch mit fünf mal alles abschrauben, reinigen und wieder zusammenschrauben endete damit, dass es weder pumpte noch dicht war. Schön, dass

Männer noch Sachen besser können). Ohne Knoten kann man keine Fender dranmachen oder Leinen vorbereiten, aber Groß bergen und zusammenfalten klappte am Schluss perfekt, und Brillenträger finden Tonnen und Seezeichen einfach zuverlässiger als Menschen wie ich, die „im Prinzip gar keine Brille brauchen“, aber die Speisekarte mit ausgestrecktem Arm lesen und bei Verkehrsschildern die Augen zusammenkneifen.

Es waren herrliche Tage bei ebensolchem Wetter; ich ließ zum ersten Mal den Heckanker fallen und hüpfte direkt vom Bugkorb auf den Felsen. Gut, der Klappankerwurf war wegen der um den Anker geschlungenen Leine eher eine Geburt mit um den Hals gewickelter Nabelschnur; er öffnete sich gar nicht und schleifte beim Dichtholen über den Sandboden. Beim Dingi klarmachen zum neu ausbringen hatte der für den Blasebalg neu besorgte Schlauch ein Karabinerventil; unser Beiboot braucht aber eins zum reinstopfen, sodass wir das Schlauchende beim Aufpumpen auf das Ventil pressen mussten. Aber das waren ja nur unbedeutende Kleinigkeiten. Was für ein Erlebnis: an einem Felsen mitten im Meer festmachen. Ich kann das wirklich jedem empfehlen, der es noch nie gemacht hat. Es stehen immer Schweden (oder Norweger, die eigentlich viel netter sind, oder Dänen, die auch netter sind) an Land und zeigen wo man ranfahren kann und wo man stoppen muss, so dass es eigentlich ganz einfach ist. Selbst die eigenen Felsnägel zu benutzen ist leicht, sie halten tatsächlich! Ich hatte das ja insgeheim bezweifelt und es für unmöglich gehalten, dass so was gehen kann, aber sie haben tatsächlich einer Winddrehung von 180° standgehalten ohne auch nur im Geringsten zu wackeln.



Mit eigenen Schärenägeln festmachen

Schnipsel mit Klebestift eingeklebt, was dazu führt, dass sie anfangen im Schiff herumzuflattern, aber nur auf den ganz viel benutzten Karten. Ich werde das nächste Mal mit Epoxyleber machen.

Die Tage mit dem Segelfreund vergingen schnell; wir ließen Marstrand links liegen und rundeten Koön, um im Hafen mit dem hübschesten Namen im ganzen Kattegatt festzumachen: Hyppeln, von wo aus wir schon bald nach Lilla Bommen aufbrechen mussten. Wir überließen die Kneipen den gutverdienenden jungen Schweden und tranken im Cockpit warmes Volköl und aßen dazu Rührei mit Speck.

Den Abschied erleichterten mir segelnde Freunde von Krautsand, die am nächsten Mittag zufällig aus dem Trollhättankanal kamen, um nach der Durchquerung Schwedens ihre Kinder auf die Stena-Line Fähre zu setzen und ohne sie weiterzureisen.

Die geplante Anreise meiner Tochter verkomplizierte sich etwas, da auf dem Ticket ein anderes Datum aufgedruckt war als das gewünschte. Doch es ergab sich glücklicherweise so, dass die Frau des Skippers, der mir netterweise mein I-Phone auflud, am nächsten Tag mit Kindern von Kiel aus mit dem Auto anreisen würde und sie einfach mitnehmen konnte. So schlepten wir die Ankömmlinge nach Langedrag, auch so ein man-kriegt-... Hafen am Rande Göteborgs, und verbrachten, da die Kinder binnen kurzem unzertrennlich waren, eine knappe Woche gemeinsam in den Schären nördlich von Koön in windgepeitschten Inselhäfen mit fantastischen Sonnenuntergängen beziehungsweise Himmeln nach dem Sonnenuntergang, wenn die Farben intensiver werden und vielen schönen, märchenhaften

Die Schweden sind bewundernswert cool im Festmachen an nahezu nichts und beim Überqueren von Untiefen, die in meiner Karte einen Meter flach sind. Sowa geht nur mit Kartenplotter, dachte ich immer, bis mir eine Schwedin erzählte, dass die meisten Einheimischen am liebsten nur mit Seekarte durch die Schären fahren. Nun denn! Dann befinde ich mich ja in würdiger Gesellschaft mit meinem puristischen Segelkonzept. Dafür habe ich korrigierte Seekarten von allen durchfahrenen

Seegebieten. Da kann keiner mithalten. Allerdings habe ich die

Fjordlandschaften, die aussehen wie das Auenland, und wieder kargen Felsschären zum cross-joggen und endlosen Herumklettern. An den waghalsigsten Stellen wachsen einzelne Blumen und sagen: hier kann man prima leben. Was willst du.



An waghalsigen Stellen wachsen einzelne Blumen

Der nördlichste Punkt unserer Reise war H..., ein nicht sehr besonderer aber dafür um so netterer Hafen. Einzige Endtäuschung: der von Gerti und Harm versprochene Supermarkt hat vor fünf Jahren zugemacht. Jetzt ist dort ein Restaurant, das nicht mal Brötchen verkauft. Zum Glück luden uns unsere neu gewonnenen Segelfreunde zum Essen ein. Bei uns hätte es Nudeln mit irgendwas gegeben, wobei sich irgendwas auf Tomatensoße reduziert hatte. Käse war auch aus. So langsam dachte ich über solarbetriebene Kühlboxen nach.

Wir mussten am nächsten Morgen auf jeden Fall nach Süden aufbrechen. Ich hatte mich schon viel zu lange davon abhalten lassen und musste das mit ziemlich viel Motoren bezahlen. Nach spätestens zwei Stunden nervt mich unsere zwei zylindrige Rumpelmaschine, gegen die ich niemals etwas sagen dürfte, denn sie hat noch nie Schwierigkeiten gemacht, springt immer an, rumpelt unverdrossen durch Flaute und Seegang und ist mit ihrer Ein-Kreis-Kühlung vollauf zufrieden. Während der Fahrt überlegte ich mir, was man machen muss, wenn der Sprit alle ist, außer nachkippen. Entlüften fiel mir ein, und ich ging im Geiste die Prozedur durch und wusste nicht mehr alle Stationen. Bisweilen tun sich bei mir eben doch frauentypische Lücken auf, wie beim Pumpklo, obwohl ich tapfer mit fünfzehn Typen und außer mir noch einer Frau einen Dieselschrauberkurs absolviert habe. Ich hätte auch einfach den Spritstand kontrollieren können; dazu muss man lediglich kopfüber in die Backskiste kriechen und mit einer Taschenlampe an dem kleinen vergilbten Schlauch außen am Tank herumleuchten, bis man das Ende der Spritsäule findet. Dauert ein bisschen. Ist aber auf jeden Fall besser, als sich während der Fahrt fragen, wie man den Motor entlüftet. Ich bin doch aber nach vier Wochen Verantwortung etwas müde, für Wasser, Sprit und Proviant zu sorgen, Kurse abzustecken, Wetterberichte zu vergleichen. Ich bin doch im Urlaub.

Allerdings ist meine Tochter inzwischen eine perfekte Matrosin, macht alles an und unter Deck, ohne dass man irgendwas aufzählen muss und vergisst nichts, und das ist wirklich ein Segen, vor allem wenn man bedenkt, dass sie 13 ist und wir oftmals nicht mal Strom für den I-Pod hatten. Computer und Fernseher haben wir natürlich auch nicht an Bord.

Und abgesehen von dem einen Tag im Jahr, wo 3-4 Windstärken mit halbem Wind einen über die geschützte Bucht tragen, mag ich am Segeln am liebsten das einfache Leben an Bord ohne e-Mails, Staubsauger, Faxgerät und das ganze Geraffel, das einen zu Hause auf Trab hält. Hier muss man mit dem Fuß pumpen, damit Wasser kommt, und sparsam damit umgehen (ich mache das zuhause immer noch eine Weile, anstatt den Hahn aufzudrehen); man hat selten Landstrom, weil man gar keinen braucht. Die Bücher passen in ein Schapp, gekocht wird auf zwei Flammen, backen geht nicht. Die Kajüte ist für ein 9 Meter Boot groß und durch das viele Holz und die blauen Polster urstgemütlich. Alles was man braucht ist in Griffweite, und man schläft nirgends so gut wie in Kojen mit durchgelegenen Schaumstoffmatratzen.

Wir sahen Kormorane, jede Menge Sing- und Kreischvögel, deren Namen ich nicht kenne, zwei Robbeninseln dicht bepackt mit dicken, zufriedenen Robben, unterschiedliche

Landschaften an den Ufern der Fjorde und Inseln, Dörfer, Leuchttürme und ulkige Seezeichen, Himmel und Meer.



Unerschrockene Schweden

Es war jetzt wohl doch mal Sommer geworden und Anholt war so voll, dass wir an der Außenmole vor Heckanker lagen und Samson zuerst freundlich an den Grundsteinen anklopfte, bevor ich das mit den Leinen geregelt hatte. Einige Anker lagen überkreuz, aber die Schweden grinsten dazu nur: wir haben eine elektrische Winsch.

Was kann Grenaa für ein schöner Hafen sein, wenn man auf 1,5 Meter Welle aus Südost dorthin reitet (seekrank). Sogar Wäsche waschen klappte beim zweiten Anlauf mit Hilfe von

freundlichen Holländern, und ich schmeiße Pizza und Cola beziehungsweise Bier für meine Matrosin und mich.

Irgendwann auf der Überfahrt hatte ich mir den Zeh an der Genuaschotrolle angehauen. Zum An- und Ablegen ziehe ich immer Schuhe an, aber unterwegs war es so schön warm, und Barfußsegeln ist so toll, jedenfalls wurde der unvermeidliche Marsch zum Bahnhof deswegen zur Tortur. Abends Liebsten abholen, morgens Tochter hinbringen, jeweils hin- und zurück. Vom Strohsegeln verrotzt, ging ich barfuß; der Schuh drückte einfach zu doll am kaputten Zeh.

Wir standen am Morgen schon winkend auf dem Bahnsteig und meine Tochter im Zug, als der Zugführer die Tür nicht zubekam und durch nervöses an der Zugelektrik herumfummeln nur erreichte, dass gar nichts mehr ging. Die großzügig bemessene Umsteigezeit schmolz zusammen und ging vorbei. Die nächste Verbindung nach Hamburg bedeutete 4 mal umsteigen, aber ich hatte keine Lust mich zu ärgern und fuhr mit nach Aarhus um das Ticket zu tauschen, sodass wir um 19.00 Uhr die Leinen lösten anstatt wie geplant um 12.30 Uhr, aber nun denn.

Für die Rückreise nimmt man sich immer zu wenig Zeit, heißt es, und so verbrachten wir denn auch die nächsten Tage komplett an Bord mit dem ganzen Programm: Spinnakern, in der Flaute dümpeln, stundenlang motoren, ankern, baden, Sonnenunter- und Aufgänge, Wetterleuchten und wieder baden und als Vorletztes ein Gewitter, das uns mitten auf der Flensburger Außenförde stellte. Alle, die in der Gegend waren, fragten uns, wo wir während des Gewitters waren und feierten uns als Helden, als wir berichteten, wir seien mitten durch. Dass es gar nicht schlimm war und der Wind nicht sehr stark wollte gar keiner wissen. Wir waren trotzdem tief beeindruckt und sprachen nicht viel währenddessen. Die Blitze erfüllten den ganzen Himmel, und als wir durch den ersten Böenkragen durch waren, schien es sich umzudrehen und von hinten wieder auf uns zuzukommen.

Das übliche in die Eckernförder Bucht gegen 5-6 Beaufort Ankreuzen verblasst gegen das Gewittererlebnis und ist für uns schon so normal geworden, dass wir uns nicht mehr darüber aufregen.

Beim nächsten Mal habe ich einen funktionierenden Autopiloten. Und eine Handbreit Wasser unterm Kiel, hoffe ich. Das reicht ja.